Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 35 (1973)

Buchbesprechung: Bernische Geschichtsliteratur
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BERNISCHE GESCHICHTSLITERATUR

Besprechungen und Hinweise

Ortsgeschichte

Die Veröffentlichungen zum Aarberger Jubiläumsjahr 1972 haben mit anderthalb Jahren Verspätung in Paul Hofers Monographie «Die Frühzeit von Aarberg»[1] einen gewichtigen Nachzügler erhalten. Man wird es nur bedingt bedauern, daß diese Arbeit umständehalber nicht ganz fahrplanmäßig erscheinen konnte. Auf Jubiläen hin liebt man leichte Kost, knappe, populär gehaltene Abrisse der Geschichte. Paul Hofers Darstellung der Frühzeit des hübschen Seelandstädtchens dagegen erfordert vom Leser einige Stunden ruhigen, konzentrierten Verweilens. Aber dieser Aufwand an Zeit lohnt sich reichlich. Über die einführenden Abschnitte «Römische Horizonte», «Die Region bis zur Jahrtausendwende» und «Im Vorfeld der Stadtgründung» pirschen wir uns an das 13. Jahrhundert heran. Hier wird die Sache geradezu spannend. Schritt für Schritt läßt uns der Autor seine subtilen Forschungen mit- und nachvollziehen. Herzstücke der Darstellung sind der sorgfältig geführte Nachweis des zähringischen Hofstättenmaßes von 60 auf 100 Fuß im Stadtplan und die Erörterung des Problems einer einstigen mittleren Häuserzeile auf dem anscheinend so außerordentlich großzügig konzipierten Stadtplatz. Überaus instruktiv ist schließlich der durch Skizzen veranschaulichte Vergleich mit den Grundrissen der Städte Neuenburg, Nidau und Büren. Paul Hofer ist weit davon entfernt, seine Darstellung der Frühzeit Aarbergs für endgültig anzusehen; immer wieder meldet er Desiderata und Postulate der Forschung an. Sicher aber hat er mit seiner dankenswerten Pionierarbeit einer allenfalls nachkommenden tatendurstigen Forschergeneration die Tore geöffnet und Wege gewiesen. H. Sp.

Bereits in vierter Auflage liegt Guido Schmezers munteres Bändchen «Bern für Anfänger» vor[2]. Der trockene, lehrhafte Ton der Stadtführer von vormals ist hier verabschiedet. In amüsantem Geplauder macht uns Schmezer mit Geographie und Geschichte der Bundesstadt und mit ihren Bewohnern bekannt. Gewiß könnte der zünftige Historiker am knappen, frohgelaunten Abriß der Stadtgeschichte da und dort einen Vorbehalt anbringen, aber wer wollte mit einem so charmanten Büchlein und seinem Verfasser kleinlich rechten?

Im Abschnitt «Blick in die Bernerseele» wird der Autor zum beredten Apologeten bernischen Wesens und versteht es glänzend, nach diesem Loblied die negativen Seiten auf zwei Zeilen noch rasch zu streifen.

Nach der dankenswerten vergnüglichen Einführung der Anfänger bietet das Büchlein in einem Anhang «Bern für Fortgeschrittene» noch manche nützliche Angaben, unter denen wir vor allem die Hinweise auf Literatur über die Stadt Bern hervorheben möchten. H. Sp.

[1] Paul Hofer, *Die Frühzeit von Aarberg*. Aarberg 1973.
[2] Guido Schmezer, *Bern für Anfänger*. 4. Auflage, Bern 1973.

Vor einem Jahr schlossen wir die Besprechung von Max Grütters Heimatbuch über das Berner Münster mit dem Hinweis auf Felix Hoffmanns Jesaiafenster, mit dem das 20. Jahrhundert einen eigenen, bedeutenden Beitrag zur künstlerischen Ausstattung des rund fünfhundert Jahre alten Gotteshauses geleistet hat.

Heute liegt eine Erläuterung der Bilder dieses Fensters vor, herausgeschält aus dem Predigtnachlaß des 1968 verstorbenen Münsterpfarrers Otto Messerli, herausgegeben von Max Ulrich Balsiger[3]. Die farbige Wiedergabe des Fensters ist dem bereits erwähnten Heimatbuch Grütters entnommen. Sie erlaubt dem Leser, den Erläuterungen Messerlis auch zu Hause in stiller Studierstube zu folgen. Wer nicht einfach als Ästhet das Farbenspiel des Fensters auf sich einwirken lassen will, sondern sich auch um die Erfassung des Bildgehaltes bemüht, wird gerne und dankbar zu Pfarrer Messerlis gehaltvoller Ausdeutung des Glasgemäldes greifen. H. Sp.

Einer Monographie über die Gemeinde *Ferenbalm*[4] im untern Laupenamt liegt nicht das übliche Schema von Ortsgeschichten zugrunde. Der Verfasser hat während der Abfassung seiner Dissertation selber im Gemeindegebiet gewohnt und so Gelegenheit gehabt, neben seinen Quellenstudien im Kontakt mit der Bevölkerung Gegenwartsfragen in seine Studie miteinzubeziehen. Daraus ist eine interdisziplinäre Arbeit entstanden, die von der Volkskunde im weitesten Sinne ausgeht, die geographischen und historischen Gegebenheiten einbezieht und die soziologischen Aspekte in ausgiebigem Maße berücksichtigt. Damit hat die Gemeindeforschung einen wesentlichen Beitrag erhalten: Ein noch fast ausschließlich bäuerlich orientiertes Gemeinwesen in einem sprachlichen, konfessionellen und politischen Grenzgebiet ist in seinem Ist-Zustand festgehalten worden, bevor die Entwicklung der kommenden Jahre die bisherige Randlage wesentlich verändern wird, indem nach dem Ausbau der alten Verkehrsachse Bern—Westschweiz noch ein Autobahnanschluß im Bau ist. Ob aus Ferenbalm mit seiner bäuerlichen Grundstruktur eine Schlafgemeinde auswärts Arbeitender wird oder ob die Gemeinde durch die Schaffung eigener Arbeitsplätze nochmals ein anderes Gesicht erhält, das dürfte aus den Bemühungen um ein Leitbild und dessen Verwirklichung hervorgehen. Anderegg zeigt denn am Schluß seiner Studie auch gewisse Alternativlösungen auf. Zweifellos dürfte vor allem die Ortsplanung aus der Untersuchung Nutzen ziehen, was auch eine Beteiligung der Einwohnergemeinde und der Landwirtschaftlichen Genossenschaft an den Druckkosten sehr wohl rechtfertigte. Wenn man weiß, was andernorts für Aufwendungen gemacht werden müssen, wenn Fachkräfte nach SIA-Tarif dergleichen Erhebungen zusammentragen, dann darf sich Ferenbalm für die geleistete Arbeit beglückwünschen. Bedauerlich ist, daß sich die Lokalbank nicht zu einer entsprechenden Geste aufraffen konnte, wie das heute Finanzinstitute in der Regel gerne tun, um ihre Bereitschaft zu kultureller Mitverantwortung zu dokumentieren. Glücklicherweise ist dann die SEVA in die Lücke gesprungen, ging es doch bei der Publikation nicht um ein selbstgefälliges Geschichtsbild, sondern um eine gegenwartsbezogene Strukturanalyse.

Im Aufbau bringt die Arbeit zuerst das äußere Bild der Gemeinde: dann folgt ein methodischer Abschnitt von grundlegender Bedeutung. In monographischer Form wird im Hauptteil der Gemeindeorganisation, der Siedlung, der Bevölkerung und dem öffentlichen Leben nachgegangen. Nach einer Zusammenfassung der Ergebnisse werden in einem Anhang verschiedene Belegstücke geboten.

[3] *Das Jesaiafenster im Berner Münster.* Aus dem Nachlaß von Münsterpfarrer Otto Messerli, herausgegeben von Max Ulrich Balsiger. Bern 1973.

[4] Jean-Pierre Anderegg, *Ferenbalm.* Struktur und Entwicklung einer Landgemeinde. Diss. phil. Zürich. Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX, Abt. A Volkskunde, Band 8; Lang Bern/Frankfurt a. M. 1973.

Wenn der Verfasser durch die Aufdeckung von Problemen in der sozialen und politischen Struktur nicht durchwegs eitel Freude bei den herrschenden Kreisen hervorruft, so bezeugt das einerseits seine Unabhängigkeit; anderseits stellt das allgemein die Regel dar. Es wäre erfreulich, wenn noch viele möglichst verschiedenartige Gemeinden zu derartigen grundlegenden Analysen kämen. ham

Eduard M. Fallet hat in der von ihm begründeten und betreuten Schriftenreihe «Veröffentlichungen zur Regionalgeschichte des Gebietes Frienisberg Süd» der Monographie über das Landhaus Aarwyl, auf die wir im Jahrgang 1971 dieser Zeitschrift hingewiesen haben, ein zweites Heft folgen lassen, das der Rütti in Zollikofen gewidmet ist[5]. Mit der gewohnten Geduld und Sorgfalt hat Fallet die Geschichte dieses Gutes bis zur Errichtung der Kantonalen Landwirtschaftlichen Schule im Jahre 1860 ergründet. Mit Interesse vernimmt man, daß um 1530, als Luzius Tscharner die Herrschaft Reichenbach aus der Hand des Junkers Anton von Erlach erwarb, an der Stelle der heutigen fruchtbaren Rütti-Domäne sich noch ein Wald, genannt das Moos, befand. Der Wald gehörte zur Herrschaft Reichenbach, doch stand der Bauernsame von Zollikofen darin das Recht auf den Bezug von Bau- und Brennholz und das Allmendrecht für ihr Vieh zu. Derartige Rechtsverhältnisse boten Anlaß zu mannigfachen Mißhelligkeiten und Streitereien. Auch hier war es nicht anders. 1663 kam es zur Aufteilung des Mooswaldes zwischen dem Herrschaftsherrn und den verschiedenen weiteren Rechtsamebesitzern. Hatte im 16. Jahrhundert der Schloßherr zum Mißvergnügen der Bauern mit der Rodung von Teilen dieses Waldes begonnen, so setzte sich dieser Prozeß nach der Teilung von 1663 beschleunigt fort. Die Rütti hat von diesem Reuten des Waldes ihren Namen erhalten. Bemerkenswert ist der Anteil der beiden Berner Stadtschreiber Gabriel Gross, Vater und Sohn, die von 1656 bis 1679 beziehungsweise 1679 bis 1693 der bernischen Staatskanzlei vorstanden, am Entstehen der Rütti. Nachdem das Rüttigut dann während des ganzen 18. Jahrhunderts — zum Teil unter unerquicklichen Verhältnissen — in eine Vordere und eine Hintere Rütti geteilt gewesen war, vereinigte der willensstarke Herr von Hofwyl, Philipp Emanuel von Fellenberg, dieses Besitztum in den Jahren 1818 bis 1820 durch zielstrebige Käufe wieder in seiner Hand und ergänzte es noch durch Zukäufe. Der Pädagoge von Hofwyl dachte daran, auf diesem Gut eine landwirtschaftliche Armenanstalt und eine Handwerkerschule zu errichten, doch kam er nicht mehr dazu, diesen Gedanken zu verwirklichen. Der Sohn, Wilhelm von Fellenberg, betrieb dann ab Frühjahr 1845 auf der Rütti eine private Ackerbauschule, die aber nicht zu gedeihen vermochte und daher schon 1847 ihre Pforten wieder schloß. Immerhin war durch diesen Versuch der Gedanke einer Ackerbauschule propagiert worden, und 12 Jahre nach dem Fehlschlag der privaten Schule kaufte der Staat Bern das Rüttigut für eine Kantonale Landwirtschaftliche Schule an, die dann im Herbst 1860 eröffnet werden konnte.

In dem Abriß «Hundert Jahre Verein ehemaliger Rüttischüler, 1873—1973», der sich der Geschichte des Gutes anschließt, begegnet man etlichen Namen, die auf bernischem und eidgenössischem Boden Klang haben, es seien hier nur Karl Moser, Rudolf Minger und Friedrich Traugott Wahlen genannt. H. Sp.

[5] Eduard M. Fallet, *Die Rütti in Zollikofen.* Veröffentlichungen zur Regionalgeschichte des Gebietes Frienisberg Süd, Heft 2. Verlag Scripta manent, Bremgarten bei Bern 1973.

Ur- und Frühgeschichte

Vor hundert Jahren hat die erste Juragewässerkorrektion mit der Freilegung zahlreicher Pfahlbauten am Bielersee die Archäologie und Frühgeschichte um wichtige Erkenntnisse bereichert. Beim damaligen Mangel an gesetzlichen Handhaben konnte aber nicht verhindert werden, daß ein beträchtlicher Teil des Fundgutes verschachert und verstreut wurde. Bei der zweiten Juragewässerkorrektion wurden archäologische Forschung und entsprechende Betreuung der Baustellen rechtzeitig in den Plan und das Budget aufgenommen. Die eigens für diese Forschung eingesetzte Kommission aus Vertretern der Juragewässerkantone und die Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte vertrauten die Leitung des archäologischen Dienstes bei den Bauarbeiten Fräulein Hanni Schwab, damals Sekundarlehrerin in Bern, heute Kantonsarchäologin in Freiburg, an. Heute liegt der Bericht über diese Grabungs- und Forschungsarbeiten in einem stattlichen Bande vor[6].

In klarem, übersichtlichem Aufbau legt die Archäologin in chronologischer Reihenfolge und nach Fundorten geordnet die Ergebnisse ihrer Forschungen vor. Wenn auch vor allem unsere Kenntnisse zur Ur- und Frühgeschichte, so über die jüngere Steinzeit, die Bronze- und Eisenzeit und über die römische Zeit durch die Arbeit von Fräulein Schwab eine wertvolle Bereicherung erfahren haben, so erstreckten sich ihre Funde doch zum Teil bis zum 16. Jahrhundert. Manche Abschnitte lesen sich geradezu spannend, so etwa diejenigen über die spätbronzezeitliche Töpferei von Le Landeron, über die eingestürzte keltische Brücke bei Cornaux-Les Sauges und über die römische Militärbrücke von Le Rondet. Aber auch die Aufschlüsse aus den Ofenkacheln des 13. bis 16. Jahrhunderts, die in Solothurn aus der Aare gehoben wurden, sind nicht weniger interessant.

Professor Robert Müller, Direktor der zweiten Juragewässerkorrektion, steuert zu dem Bande die Untersuchung «Über die Wasserstände der Juraseen» bei, in welcher er die Folgerungen, über die frühere Besiedlung des Seelandes, zu denen Hanni Schwab auf Grund des Fundgutes gelangt war, aus hydraulischen Erkenntnissen heraus unterbaut. Danach war das Große Moos keineswegs immerdar unwirtliches Sumpfland, sondern von ungefähr 9000 v. Chr. bis ins 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die meiste Zeit trockener, fruchtbarer, besiedelter Boden, allerdings ungefähr alle tausend Jahre einmal von verheerenden Überschwemmungen heimgesucht.

Kunst- und Kulturgeschichte

Vom Mai bis Oktober 1973 vereinigte eine Sonderausstellung im Schloß Jegenstorf die Werke Joseph Werners in beeindruckender Vollständigkeit und Fülle. Im Führer hieß es, die Ausstellung werde anläßlich des Erscheinens von Jürgen Glaesemer: «Joseph Werner», Oeuvrekataloge Schweizer Künstler 3, durchgeführt. Diese Ankündigung ließ sich dann nicht verwirklichen; die Drucklegung des Werkes verzögerte sich. Heute aber liegt der gediegene Band vor[7]; die Ausstellung in Jegenstorf dürfte verschiedenenorts den Boden für sein Erscheinen vorbereitet und das Interesse daran geweckt haben.

[6] Hanni Schwab, *Die Vergangenheit des Seelandes in neuem Licht.* Robert Müller, *Über die Wasserstände der Juraseen.* Universitätsverlag Freiburg, 1973.

[7] Jürgen Glaesemer, *Joseph Werner, 1637—1710,* Oeuvrekataloge Schweizer Künstler 3, Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft, Zürich 1974.

In einem einleitenden Literaturbericht orientiert Glaesemer über die Wertung Joseph Werners im Verlauf von drei Jahrhunderten. Darauf bietet er uns eine sorgfältig aus den Quellen erarbeitete Biographie Werners mit den Stationen: Familie und Kindheit in Bern, Lehr- und Wanderjahre, Paris, Augsburg, Bern, Berlin/Bern. Der Autor begnügt sich nicht damit, uns in Anmerkungen die Quellen für seine biographischen Angaben zu nennen, sondern teilt in einem besonderen Abschnitt «Dokumente und Quellen» den Originalwortlaut der Quellenbelege für die von ihm angeführten Daten und Fakten mit. Unsichere und zweifelhafte Angaben, die vor allem durch Johann Caspar Füssli in die Biographie Werners eingeführt wurden, werden durch Glaesemer kritisch geprüft.

Auf die Darstellung des Lebenslaufs folgt die Würdigung von Werners Werk, der Handzeichnungen, Miniaturen und Ölgemälde, darauf die Erörterung der Kompositionsgrundsätze des Berner Meisters. Schon hier und vollends dann im anschließenden Werkkatalog beeindrucken uns Werners vielseitige Begabungen und die überraschende Vielseitigkeit an Stilmitteln, von denen Glaesemer schon im Vorwort spricht.

Es kann hier nicht auf die ganze Fülle des Werkkatalogs eingegangen werden. Es sei aber erwähnt, daß jedes Stück in Fotoreproduktion wiedergegeben ist, einige Stücke sogar auf Farbtafeln. Auch Reproduktionen, verschollene Werke und Kopien sind erfaßt und vervollständigen die Kenntnis des reichen Schaffens Joseph Werners in rund 30 Jahren. Ferner werden auch Arbeiten aus dem Schülerkreis und Vergleichsbeispiele aus dem künstlerischen Umkreis aufgeführt. Ein Literaturverzeichnis, ein Register und ein Standortverzeichnis vervollständigen diesen umfassenden Oeuvrekatalog.

Hier seien, weil dies für die Leser unserer Zeitschrift von besonderem Interesse ist, aus dem Werkkatalog nach den Handzeichnungen und Miniaturen die allegorischen Gemälde genannt, die Joseph Werner 1662 und 1682 für das Berner Rathaus schuf, dann der im Auftrage des Postherrn Beat Fischer geschaffene Bilderzyklus über die Spionageaffäre der abenteuerlichen Katharina Perregaux-von Wattenwyl. Diese Gemälde mit ihren unverkennbaren Anspielungen auf stadtbekannte Persönlichkeiten riefen bei den Betroffenen so viel Unwillen und Hader hervor, daß Beat Fischer sie um des Friedens unter der Burgerschaft willen an François-Louis de Pesmes verkaufte. Erst 1941 gelangten die Bilder in den Kanton Bern zurück. — Des weiteren mögen hier die Porträts bernischer Persönlichkeiten erwähnt werden, unter denen die charaktervollen Bildnisse des Jakob von Wattenwyl und des Dekans Johann Heinrich Hummel hervorgehoben seien.

1686 erhielt Joseph Werner vom Berner Rat den Auftrag für die Kartons zum sogenannten «Hugenottenteppich», der den Tisch im Sitzungszimmer des Kleinen Rates im Berner Rathause zieren sollte. Zur Beschreibung dieses Teppichs beziehungsweise des Kartons zur Tischfläche des Teppichs, auf Seite 190 des vorliegenden Werkes, haben wir eine Korrektur anzumelden. Glaesemer sieht hier auf der Brust des Berner Bären «eine Schärpe mit den französischen Farben und ein Bandelier mit dem Schweizer Kreuz». Der Karton Werners macht aber deutlich, daß es sich um eine rot-schwarze Schärpe, also um die Berner Farben handelt, was auch für eine Darstellung des Berner Wappentiers in der Ratsstube einzig angängig war.

Zwei Jahre vor diesen Kartons hatte Werner die Entwürfe zu den Titelblättern für die Folio- und die Quartausgabe der Berner Piscatorbibel geliefert. Nach diesen Entwürfen hat dann Johann Jakob Thurneysen in Basel die Frontispize der beiden Bibelausgaben in Kupfer gestochen.

Ob man angesichts aller erwähnten Aufträge seitens des Rates und von Ratsmitgliedern privat zu Recht sagen kann, Joseph Werner sei bei Lebzeiten die Anerkennung seines Vaterlandes, der Republik Bern, versagt geblieben, wie es im Geleitwort des Herausgebers ausgesprochen

ist, lassen wir dahingestellt. Gerne stimmen wir aber dem Herausgeber darin zu, daß die Erben des ehemaligen Stadtstaates, der Kanton, die Stadt und die Burgergemeinde Bern, durch die bereitwillige gemeinsame Finanzierung des Druckes dem bedeutenden Berner Maler des Barockzeitalters jetzt ihre volle Anerkennung haben zuteil werden lassen. H. Sp.

Die Leser der «Berner Zeitschrift» werden sich vielleicht wundern, hier eine kurze Besprechung eines Werkes zu finden[8], welches nicht über ein Thema der bernischen Geschichte im engeren Sinne handelt. Jedoch rechtfertigt sich diese Ausnahme dadurch, daß eines der kostbarsten Stücke unseres Historischen Museums im neuen Buch des durch seinen prachtvollen «Athos»-Band (1969) bekannt gewordenen Berner Pfarrers Paul Huber eine gewichtige Rolle spielt.

Es war übrigens auch ein bernischer Geistlicher, nämlich Jakob Stammler, später Bischof von Basel, der um 1890 eben dieses «Berner Diptychon» (zweiteiliger Hausaltar), nachdem es jahrhundertelang als «Feldaltar Karls des Kühnen» mißverstanden worden war, in die richtigen historischen und kunstgeschichtlichen Zusammenhänge einordnete: Durch kluge Interpretation des Bilderzyklus gelang ihm der Nachweis, daß es sich um einen venezianischen Goldaltar handle, der um 1290/1296 für den ungarischen König Andreas III. geschaffen worden war. Nach dem frühen Tode des Herrschers zog die junge Königinwitwe Agnes ins neugegründete Doppelkloster Königsfelden, an dessen Ausbau und Ausstattung sie dann jahrzehntelang maßgeblich beteiligt war. Seit der Reformation befindet sich das Diptychon mit einigen anderen Stücken des Königsfeldener Klosterschatzes, insbesondere den berühmten Antependien, in Bern.

Paul Huber präsentiert im ersten Teil seines Buches eine Reihe von byzantinischen alttestamentlichen Bilderhandschriften (Oktateuchen). Der zweite Teil hingegen ist den Darstellungen des Christusweges auf veneto-byzantinischen Altargeräten gewidmet, vor allem also den neutestamentlichen Hinter-Kristall-Miniaturen. Hier nun wird das Berner Diptychon in Wort und Bild zusammengebracht mit verwandten Kunstwerken in verschiedenen Athosklöstern, die der Verfasser in jahrelanger Arbeit erforscht und aufgenommen hat. Seinen kenntnisreichen Erläuterungen und bewunderungswürdigen Photographien gelingt es, den Formen- und Farbenreichtum dieser höchst eigenartigen Miniaturmalereien und der umgebenden Gold- und Edelsteinornamente zum eindrücklichen Erlebnis werden zu lassen. C. v. St.

Walter Schaufelberger ist den Geschichtsfreunden nicht unbekannt. Mit seiner Arbeit «Der Alte Schweizer und sein Krieg» war es ihm gelungen, aus der Verbindung historischer und volkskundlicher Forschung heraus ein realistisches Bild der Jünglinge und Männer zu zeichnen, die die vielgerühmten Waffentaten in der Zeit der Alten Eidgenossenschaft vollbracht hatten. Eine wichtige Frage hatte Schaufelberger damals angeschnitten, die Frage nämlich, ob es eine staatlich organisierte militärische Grundschulung (vergleichbar etwa den heutigen Rekrutenschulen) gegeben habe. Er kam — im Gegensatz zu früheren Autoren wie Rodt und Elgger — zum Schluß, daß es eine solche Ausbildung nicht gegeben habe, ja daß sie auch gar nicht nötig gewesen sei: «Bei spielerischer Kurzweil und in der härtesten Schule, im Kriege selbst, haben die Alten Schweizer ihr militärisches Rüstzeug geholt.»

Im nun vorliegenden Werk[9], das vom Schweizerischen Landesverband für Leibesübungen angeregt und gefördert und von der Universität Zürich als Habilitationsschrift angenommen

[8] Paul Huber, *Bild und Botschaft.* Byzantinische Miniaturen zum Alten und Neuen Testament. Zürich (Atlantis) 1973.

[9] Walter Schaufelberger, *Der Wettkampf in der Alten Eidgenossenschaft. Zur Kulturgeschichte des Sports vom 13. bis in das 18. Jahrhundert.* Schweizer Heimatbücher, Bd. 156/157/158, Bern 1972.

wurde, fand der Autor jetzt Gelegenheit, mit Hilfe einer breit angelegten Materialsammlung gerade diese «spielerische Kurzweil» näherer Betrachtung zu unterziehen.

Der Wettkampf in der Alten Eidgenossenschaft ist vom Sportbetrieb der heutigen Zeit deutlich abzugrenzen. Der moderne Sportbetrieb — sofern er nicht überhaupt zum publikumsorientierten Gelderwerb umfunktioniert wurde — basiert auf der Gymnastik- und Turnbewegung, wie sie unter anderem von «Turnvater» Jahn propagiert worden war und zudem in der Erziehungslehre Pestalozzis ihre geistig-pädagogischen Impulse erhalten hatte.

Der Wettkampf, wie er im Spätmittelalter bei uns faßbar wird, erwuchs primär aus dem menschlichen Spieltrieb (homo ludens!) heraus. Der junge Mann wollte in natürlicher Begeisterung Muskelkraft und Geschicklichkeit im Wettkampf mit Altersgenossen erproben. Die historische Untersuchung hatte hierbei vor allem abzuklären, bei welcher Gelegenheit und an welchen Orten der junge Mann die Möglichkeit zu solchem Wettkampf fand. Vom eigenen Dorf weitete sich der räumliche Kreis der Begegnungsmöglichkeiten aus — sozusagen in konzentrischen Kreisen — zum Nachbardorf, zum Nachbartal, zur Stadt und schließlich zum andern eidgenössischen Ort. Die Gelegenheit zum Wettkampf wurde häufig gefunden im Zusammenhang mit kirchlichen Festen (Kirchweih, Wallfahrt), so daß auch Anklänge an altes kultisches Brauchtum nicht ausgeschlossen werden können.

Von der Thematik her ist zu unterscheiden zwischen eigentlichen Leibesübungen: Steinwurf, Steinschleudern, Steinstoßen, Kegelspielen, Hornussen, Laufen, Springen, Ringen und Schwingen (wobei gerade das Schwingen in seiner historischen Genese interessante Probleme stellt), und andererseits den verschiedenen Schießwettbewerben. Das Fechten und Reiten (Turnierveranstaltungen) nahmen dagegen eine eher untergeordnete Rolle ein.

Einen wichtigen zeitlichen Abschnitt — wie überhaupt immer in der Schweizer Gechichte — bildet auch in der Kulturgeschichte des Sports die Reformation. Einmal weil die zwischenörtlichen Beziehungen (besonders unter konfessionell verschiedenen Orten) erschwert wurden, dann aber auch, weil die Obrigkeit vermehrt in die Gestaltung des Lebens ihrer Untertanen eingriff. Dies geschah zum Teil aus sittlich-religiösen Erwägungen heraus («zu vermeydung göttlichs zorns»), dann aber auch, um mittels der Kontrolle der Wettkampftätigkeit die Aktivität der Jungmannschaft in eine für den Staat nützliche Richtung zu lenken. Hier liefert vor allem das Schützenwesen zahlreiche sprechende Beispiele: der früher spielhafte Schießbetrieb wird je länger je mehr zum militärischen Trüllsystem umgestaltet, mit der Folge, daß das Schützenwesen, das früher vom Staat eher eingedämmt werden mußte, nun durch ein reiches Angebot von Prämien gefördert werden muß!

Mit dieser Bemerkung wäre unsere Betrachtung der Arbeit von Schaufelberger wieder zum Ansatzpunkt zurückgekommen, inwiefern in der Alten Eidgenossenschaft der Staat die körperliche und technische Betätigung der Jungmannschaft dem Ziel einer militärischen Grundschulung unterzuordnen suchte. Die Antwort auf diese Frage muß kurzgefaßt etwa lauten, daß im Spätmittelalter von einer solchen Tendenz des Staates noch wenig zu bemerken ist, daß aber seit der Reformation diese Absicht der Obrigkeiten immer deutlicher wird.

Die Arbeit von Walter Schaufelberger ist reich an Fakten und Quellenhinweisen (der Anmerkungsband reicht im Umfang an den Darstellungsband heran) und bringt gerade auch aus dem bernischen Staatsbereich eine Fülle von Belegen, deren Auffinden ein zweckmäßiges Register erleichtert.

Die Arbeit vermag — wie das aus dieser Besprechung deutlich wird — keineswegs nur den sportlich Interessierten zu beeindrucken; sie bildet zudem einen gewichtigen Beitrag zum Verständnis der Lebenshaltung und des Lebensgefühls der Alten Schweizer, aber auch zum Verständnis des Staatsgedankens im Ancien régime. kwl

1825 schrieb die Oekonomische Gesellschaft zu Bern eine Preisfrage aus. Gefragt wurde nach dem Stand der Alpwirtschaft mit besonderer Berücksichtigung der Käseherstellung. Die beste der eingereichten Arbeiten stammte von alt Oberlehenskommissär Rudolf Gabriel Manuel (1749—1829). Sie wurde offenbar bis heute nie gedruckt, obschon sie mehrmals in Facharbeiten zitiert worden ist. Man muß also dankbar sein, wenn heute «diese früheste Inkunabel des Käsehandels wortgetreu» — so der Herausgeber — gedruckt vorliegt[10]. Manuels Schrift mit den sechs tabellarischen Beilagen ist vom Materiellen her interessant. Nach Manuel setzt der Export um 1700 ein; er betraf noch zur Zeit der Untersuchung ausschließlich fetten Alpkäse. Die eben beginnende Produktion von Talkäsen spielt im Export noch keine Rolle; Manuels Schrift ist also just an der Schwelle zu einer neuen Zeit entstanden. Zwanzig Jahre später hätte Manuels Arbeit nicht mehr geschrieben werden können, da schrieb Gotthelf seine «Käserei in der Vehfreude».

Beim vorliegenden Büchlein darf nicht nur vom Manuelschen Text gesprochen werden. Die einführenden Texte, die Anmerkungen und vor allem der reiche Bildteil bilden eine notwendige und schöne Ergänzung. Der Herausgeber Alfred G. Roth hat ein kleines Meisterwerk editorischer Bemühung geschaffen. Das Büchlein ehrt nicht nur ihn, sondern auch die jubilierende Firma. H. S.

Vor acht Jahren hatte Rudolf Arnold Natsch in seiner Arbeit «Die Haltung eidgenössischer und kantonaler Behörden in der Auswanderungsfrage 1803—1874» der Gründung der Kolonie Neu-Freiburg in Brasilien im Jahre 1819 ein Kapitel von 25 Seiten gewidmet. Heute liegt aus der Feder von Martin Nicoulin eine umfassende Monographie über dieses interessante und bewegte Stück schweizerischer Auswanderungsgeschichte vor[11]. Für Bern ist die Arbeit deshalb von Interesse, weil die bernischen Behörden sich 1818/19 lebhaft für dieses Projekt interessierten und Bern mit 500 Personen neben den 830 Freiburgern das zweitstärkste Kantonskontingent unter den Auswanderern stellte.

Nicoulin hat nicht nur die Staatsarchive aller an dieser Koloniegründung beteiligten Kantone und dazu etliche Gemeindearchive im Kanton Freiburg und im Berner Jura konsultiert, sondern sich auch nach Brasilien begeben und dort in den Archiven und Bibliotheken von Rio de Janeiro und Nova Friburgo die einschlägigen Materialien studiert. Auf Grund dieser reichen Quellen vermag uns der Autor ein fesselndes Bild von Planung und Verwirklichung dieses Auswanderungs- und Koloniegründungsprojektes mit all seinen Höhe- und vor allem auch Tiefpunkten im Zeitraum 1817 bis 1827 zu zeichnen. Zahlreiche statistische Tabellen, die in den Text eingebaut sind, und ein Anhang von Quellenstücken akzentuieren dieses Bild wirkungsvoll. Wertvoll ist hier vor allem auch die Namenliste sämtlicher Auswanderer nach der neuen Kolonie mit Angabe von Alter und Wohnort. Mit Verwunderung sieht man allerdings hier, daß die Berner aus dem alten Kantonsteil — ihre Zahl beträgt 31 — einfach unter den «émigrants du Jura bernois» aufgeführt werden. Ebenso ist man verblüfft, daß lediglich die Auswanderer aus den Kantonen Aargau, Luzern, Solothurn und Schwyz der Deutschschweiz zuge-

[10] Rudolf Gabriel Manuel, *Bemerkungen über die ältern und neuern Preise der auf den Alpen des alten Kantons Bern verfertigenden fetten Käse, über die Quantität dieser Waare und über den Handel mit derselben.* 1828. (Manuskript der Oekonomischen Gesellschaft in der Burgerbibliothek Bern). — Herausgegeben von Alfred G. Roth, Burgdorf 1973.

[11] Martin Nicoulin, *La Genèse de Nova Friburgo. Emigration et colonisation suisse au Brésil 1817—1827.* Editions universitaires Fribourg Suisse 1973.

rechnet werden, die, wie der Autor ausführt, mit 418 Personen 21 Prozent des Totals von 2006 Auswanderern gestellt hätte. Die Berner aus dem alten Kantonsteil, die Laufentaler und die Deutschfreiburger werden keck für die Romands in Anspruch genommen. Zählt man sie den Deutschschweizern zu, so kommen diese auf einen Anteil von etwa 30 Prozent an der Gesamtzahl der Auswanderer. Es mag zugegeben werden, daß im Falle der Stadt Freiburg die Ausscheidung nach Sprachen nicht ganz leicht zu bewerkstelligen wäre, denn die Familiennamen sind dort kein zwingendes Indiz für die Sprachzugehörigkeit ihrer Träger; für die 71 Auswanderer aus dem Sensebezirk aber liegen diesbezüglich die Dinge klar. Diese Kritik an einem Detail will aber nicht den positiven Gesamteindruck von Nicoulins eingehender Darstellung einer schweizerischen Koloniegründung in der Restaurationszeit beeinträchtigen. H. Sp.

Biographisches

Zum hundertsten Todestag Pestalozzis erschien 1927 von Rudolf Bigler die Schrift «Pestalozzi in Burgdorf». Das Bändchen fand große Beachtung und war rasch vergriffen.

Die anhaltend rege Nachfrage nach einer Darstellung von Pestalozzis Tätigkeit in Burgdorf in den Jahren 1799 bis 1804 als eines bedeutsamen Lebensabschnittes dieses größten Schweizer Pädagogen veranlaßte den Rittersaalverein Burgdorf, der im Schloßmuseum ein Pestalozzizimmer unterhält, eine neue Schrift auf den Büchermarkt zu bringen, was nun durch den soeben erschienenen Doppelband[12] der Berner Heimatbuch-Reihe geschieht. Wenn auch das Historische von Pestalozzis Burgdorfer Aufenthalt in der neuen Schrift klar und übersichtlich dargestellt wird (wozu im besondern zwei Stammbäume und ein Personenregister dienlich sind), ist dies doch nicht ihr Hauptanliegen. Allerdings hat er in Burgdorf die Voraussetzungen für sein unsterbliches Lebenswerk auf dem Gebiet des Schulwesens gefunden, die ihm vorher fehlten.

In der heutigen Zeit des Umbruches auf vielen Gebieten des Geisteslebens und insbesondere des Schulwesens wird von einer Schrift über Pestalozzis Burgdorfer Zeit erwartet, daß sie auch das Wesentliche des Werks, das Pestalozzi in Burgdorf vollbracht oder begonnen hat, darstellt, das heißt seine Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze, wie er sie in seinen Burgdorfer Schulstuben erprobt und in vielen Schriften — vor allem in seinem pädagogischen Hauptwerk «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» — erläutert hat. In der Zeit seit dem Erscheinen von Rudolf Biglers Schrift hat die Pestalozzi-Forschung große Fortschritte gemacht. Es sind bis heute 21 Bände der Kritischen Gesamtausgabe seiner Werke und auch seine sämtlichen Briefe in 13 umfangreichen Bänden erschienen. Herr Dr. E. Dejung in Winterthur, Redaktor der Kritischen Gesamtausgabe, sowie Herr Prof. Dr. Arthur Stein in Bern gewährten dem Verfasser jede gewünschte Unterstützung, so daß die Schrift dem Stand der neuesten Forschungsergebnisse entspricht.

Es ist nicht verwunderlich, wenn heute deutliche Anzeichen einer Pestalozzi-Renaissance erkennbar sind. Vor diesem Hintergrund erhält die neue Schrift über Pestalozzis Burgdorfer Zeit besondere Bedeutung.

[12] Christian Widmer, *Pestalozzis Burgdorfer Zeit, 1799—1804.* Berner Heimatbücher, Band 115/116, Bern 1973.